

26.07.2026

Pastor Lothar Peitz

Predigt zu Johannes 9, 1–7

Thema: „Warum oder wozu? Das Problem von Ursache und Wirkung, wenn es um Krankheit, Leid und Schuld geht!“

Textlesung [aus: Hfa]:

¹ Unterwegs sah Jesus einen Mann, der von Geburt an blind war. ² »Rabbi«, fragten die Jünger, »wer ist schuld daran, dass dieser Mann blind ist? Hat er selbst Schuld auf sich geladen oder seine Eltern?« ³ »Weder noch«, antwortete Jesus. »Vielmehr soll an ihm die Macht Gottes sichtbar werden. ⁴ Solange es Tag ist, müssen wir die Taten Gottes vollbringen, der mich gesandt hat. Bald kommt die Nacht, in der niemand mehr etwas tun kann. ⁵ Doch solange ich in der Welt bin, werde ich für die Menschen das Licht sein.« ⁶ Dann spuckte er auf die Erde, rührte mit dem Speichel einen Brei an und strich ihn auf die Augen des Blinden. ⁷ Dann forderte er ihn auf: »Geh jetzt zum Teich Siloah und wasch dich dort.« Siloah heißt übersetzt: »der Gesandte«. Der Blinde ging hin, wusch sich, und als er zurückkam, konnte er sehen.

Liebe Gemeinde,

es gibt Fragen, die kommen wie von selbst. Sie drängen sich auf. Fast reflexartig. Wenn ein Mensch schwer erkrankt. Wenn eine Ehe zerbricht. Wenn ein junger Mensch verunglückt. Wenn ein Kind mit einer Behinderung geboren wird. Dann taucht sie auf – manchmal laut ausgesprochen, manchmal nur gedacht: **Warum?**

Und fast ebenso schnell folgt eine zweite Frage: **Wer ist schuld?**

Wir Menschen halten das Leben nur schwer aus, wenn es keine Erklärung gibt. Wir suchen nach Ursachen. Wir wollen Zusammenhänge erkennen. Das ist zunächst nichts Schlechtes. Ohne diese Suche gäbe es keine Medizin, keine Naturwissenschaft, keinen technischen Fortschritt. Wir forschen, weil wir verstehen wollen. Wir fragen nach Ursache und Wirkung, damit Krankheiten geheilt, Katastrophen verhindert und Leben geschützt werden können.

Doch dieselbe Frage kann auch eine gefährliche Richtung einschlagen.

Nicht mehr: *Wie ist das entstanden?* Sondern: *Wer hat das verdient?*

Genau an diesem Punkt beginnt unser Predigttext.

Jesus begegnet einem Menschen, der von Geburt an blind ist. Die Jünger sehen ihn ebenfalls. Aber sie sehen zunächst nicht den Menschen. Sie sehen ein theologisches Problem. „Rabbi, wer hat gesündigt – dieser oder seine Eltern –, dass er blind geboren ist?“

Bemerkenswert ist schon die Frage selbst. Sie setzt voraus, dass es einen Schuldigen geben **muss**.

Blindheit kann nach dieser Denkweise kein Schicksal sein. Sie muss eine Ursache haben. Und weil Gott als gerecht verstanden wird, kann Krankheit nur Strafe sein.

Eine Rechnung. Sünde hinein – Krankheit heraus. Schuld hinein – Leid heraus.

So einfach scheint die Welt geordnet. Und vielleicht müssen wir gar nicht so weit auf die Zeit Jesu herabschauen. Denn ganz verschwunden ist dieses Denken bis heute nicht. Zwar würden die wenigsten von uns sagen: „Krankheit ist Gottes Strafe.“ Aber wie schnell fragen wir doch:

Hätte sie gesünder gelebt ...

Hätte er besser aufgepasst ...

Wenn die Eltern damals ...

Oder wir richten die Frage gegen uns selbst.

Was habe ich falsch gemacht?

Warum trifft es gerade mich?

Womit habe ich das verdient?

Manchmal wird diese innere Stimme zum schlimmsten Richter überhaupt. Sie legt sich wie ein zweites Leid auf das erste. Zur Krankheit kommt die Schuld. Zum

Schmerz die Selbstanklage. Zum Verlust das schlechte Gewissen. Wer ohnehin schon am Boden liegt, bekommt noch den Vorwurf dazu.

Jesus erkennt genau diese zerstörerische Dynamik. Und deshalb fällt seine Antwort so eindeutig aus:

„Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern.“

Mit einem einzigen Satz zerreißt Jesus die Rechnung. Er beendet die Suche nach dem Schuldigen.

Er verweigert sich der Logik: Leid gleich Strafe. Krankheit gleich Schuld.

Nein. So einfach ist Gottes Welt nicht. Und vielleicht dürfen wir das heute besonders hören.

Nicht jedes Leid hat eine persönliche Ursache. Nicht jede Krankheit ist selbst verschuldet. Nicht jede Lebenskrise ist die Quittung für falsches Verhalten.

Natürlich gibt es Zusammenhänge. Wer jahrelang raucht, erhöht sein Risiko für bestimmte Erkrankungen. Wer dauerhaft über seine Kräfte lebt, kann daran zerbrechen. Unser Handeln hat Folgen.

Die Bibel verschweigt das keineswegs. Aber zwischen dieser Einsicht und der Behauptung, jedes Leid sei die gerechte Strafe Gottes, liegt ein himmelweiter Unterschied.

Jesus stellt sich genau gegen diese Verkürzung. Er nimmt dem Menschen nicht nur seine Blindheit.

Er nimmt ihm zuerst die Last der Schuldzuweisung. Und damit geschieht bereits Heilung.

Doch Jesus bleibt nicht beim Nein stehen. Er sagt nicht nur, was **nicht** gilt. Er eröffnet einen neuen Blick.

„Es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.“

Dieser Satz wurde manchmal missverstanden, als hätte Gott den Mann absichtlich blind geschaffen, nur damit Jesus später ein Wunder vollbringen könne. Das wäre ein grausames Gottesbild. Aber genau das will Johannes nicht erzählen. Jesus richtet den Blick weg von der Vergangenheit.

Nicht: **Wer war schuld?** Sondern: **Was kann Gott jetzt daraus machen?** Das ist ein gewaltiger Perspektivwechsel.

Wir Menschen blicken oft rückwärts. Jesus blickt nach vorn. Wir fragen: „Wie konnte das passieren?“

Jesus fragt: „Was kann jetzt daraus entstehen?“

Wir suchen den Schuldigen. Jesus sucht den nächsten Schritt.

Und dann geschieht etwas Merkwürdiges. Jesus spuckt auf die Erde. Er macht aus Staub und Speichel einen Brei. Ganz ehrlich: Elegant ist das nicht. Eher gewöhnungsbedürftig. Fast ein wenig befremdlich.

Aber Johannes erzählt jedes Detail mit Absicht. Denn wer die Schöpfungsgeschichte kennt, hört sofort mit. Dort formt Gott den Menschen aus Staub vom Erdboden. Jetzt nimmt Jesus wieder Erde in die Hand. Als wollte Johannes sagen: Hier handelt nicht nur ein Wundertäter. Hier handelt der Schöpfer selbst. Nicht Reparatur. Neuschöpfung. Nicht bloß Heilung. Ein neuer Anfang. Es ist, als würden diese blinden Augen noch einmal geschaffen.

Und trotzdem geschieht das Wunder nicht sofort. Jesus schickt den Mann zum Teich Siloah. „Geh hin und wasche dich!“

Nun stellt sich eine fast humorvolle Frage. Wie soll ein Blinder mit verschmierten Augen überhaupt diesen Teich finden? Offenbar muss er anderen vertrauen. Er muss sich führen lassen.

Er muss den Weg gehen, obwohl er noch nichts sieht. Gerade das macht die Geschichte so lebensnah.

Der Glaube beginnt selten mit klarem Sehen. Oft beginnt er mit einem ersten Schritt. Mit Vertrauen.

Mit Gehen. Nicht weil wir schon alles verstehen. Sondern weil Christus uns ruft. Und manchmal entdecken wir erst hinterher, wohin dieser Weg geführt hat. ---

Aber mich bewegt noch etwas anderes: Jesus sieht den Blinden überhaupt erst. Die anderen sehen ihn ebenfalls. Aber sie sehen durch ihn hindurch. Für sie ist er ein Fall. Ein Problem. Ein Diskussionsgegenstand.

Jesus aber sieht den Menschen. Vielleicht ist das die eigentliche Blindheit unserer Zeit. Nicht die Blindheit der Augen. Sondern die Blindheit des Herzens. Wir sehen Statistiken. Wir sehen Schlagzeilen. Wir sehen Diagnosen. Wir sehen Lebensläufe. Aber sehen wir noch den Menschen? Den einsamen Nachbarn? Die überforderte Mutter? Den Kollegen, der nach außen funktioniert und innerlich längst erschöpft ist? Die ältere Frau, deren Wohnung seit Tagen dunkel bleibt? Die Jugendliche, die in den sozialen Medien lächelt und nachts weint?

Jesus sieht. Und wo Jesus hinsieht, erhält ein Mensch seine Würde zurück. Vielleicht beginnt auch unser eigenes Sehen genau dort. Nicht zuerst darin, Antworten auf alle

Fragen zu finden. Sondern Menschen anzuschauen. Nicht zu urteilen. Nicht vorschnell zu erklären. Sondern wahrzunehmen.

Die Geschichte endet übrigens nicht mit dem Wunder. Eigentlich beginnt sie dort erst.

Der ehemals Blinde wird verhört. Man glaubt ihm nicht. Man stellt ihn infrage. Ausgerechnet der Geheilte gerät unter Verdacht. Wer das Licht in die Dunkelheit bringt, stößt nicht immer auf Begeisterung.

Neue Sichtweisen bedrohen alte Gewissheiten. Und doch wächst gerade jetzt dieser Mensch.

Am Anfang ist er Objekt. Andere reden über ihn. Am Ende spricht er selbst. Er bekennt sich zu Christus.

Er steht für seinen Glauben ein. Der Mann bekommt nicht nur sein Augenlicht zurück. Er gewinnt seine eigene Stimme. Vielleicht ist das die tiefste Heilung.

Ihr Lieben, die Frage nach Schuld wird uns wohl nie ganz verlassen. Manches Leid entsteht tatsächlich durch menschliches Versagen. Manches hätten wir wahrscheinlich tatsächlich verhindern können.

Und manches müssen wir uns auch ehrlich eingestehen.

Aber ebenso wahr ist: Es gibt Leid, für das niemand persönlich schuldig ist. Und dort dürfen wir aufhören, verzweifelt nach einem Schuldigen zu suchen. Vielleicht ist das die befreiende Botschaft dieses Evangeliums: Nicht jede Wunde braucht zuerst eine Erklärung. Manche braucht zuerst einen Menschen, der bleibt.

Nicht jede Träne verlangt nach einer Analyse. Manche verlangt nach einer Hand.

Nicht jede Dunkelheit muss sofort verstanden werden. Aber jede Dunkelheit darf auf das Licht Christi hoffen.

Denn Christus fragt nicht zuerst: „Wer hat das verursacht?“ Er fragt: „Wie kann ich diesem Menschen begegnen?“ Und genau darin ruft er auch uns in seine Nachfolge. Nicht im ewigen „Man müsste ...“.

Sondern im mutigen: „Ich fange an.“

Ich sehe hin. Ich höre zu. Ich gehe nicht vorbei. Ich bringe Licht dorthin, wo andere längst weitergegangen sind.

Jesus sagt: „Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.“ Und an anderer Stelle sagt er zu seinen Jüngern: **„Ihr seid das Licht der Welt.“**

Das ist Zusage und Auftrag zugleich. Christus traut uns zu, dass durch unser Reden, unser Zuhören, unser Handeln und unsere Liebe etwas von seinem Licht sichtbar wird.

Vielleicht beginnt das schon heute. Mit einem Blick, der einen Menschen wieder als Menschen sieht.

Mit einem Wort, das auf Schuld verzichtet.

Mit einem Schritt auf jemanden zu, der am Rand des Weges sitzt.

Denn dort beginnt Gottes Werk oft bis heute.

Amen.